



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goethe- und Schillerhetzer : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eins reizt unsre besondere Aufmerksamkeit: der Gedanke einer deutschen Handelsvereinigung, eine Idee, die, soviel ich weiß, zum erstenmale auf dem Nürnberger Reichstage von 1523 gefaßt worden ist. Um die Finanzkraft des Reiches zu stärken, ging man damals mit der Absicht um, ganz Deutschland mit Grenzzöllen zu umziehen. Schließlich kann man aber über den hoffnungsvollen Anlauf nicht hinaus. Mit scharfem, staatsmännischem Blick hat Leibniz gesehen, worin die Ohnmacht Deutschlands beruhte, und wie dem Schaden abzuhelpen sei. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts tauchte derselbe Plan wieder einmal auf und wurde als etwas Utopisches verlacht. Da war es der preußische Staat, von dem das Heil Deutschlands ausging, indem zuerst preußische Beamte, Maassen und Mox, das Zollgesetz und die Zollverwaltung erdachten und zugleich für unsre politische Neugestaltung verwerteten. Daß dies von Preußen geschehen würde, auch das hat Leibniz geahnt. Gerade auf den brandenburgischen Staat hat er die Hoffnung gegründet, daß durch diesen, da er ein fest geschlossenes und mächtiges Ganze bildete, seine volkswirtschaftlichen Pläne ausgeführt werden könnten, was in vollkommener Weise doch nur durch eine vollständige politische Umwälzung möglich war.

Eine so vorausschauende Einsicht nötigt uns die größte Bewunderung für Leibniz als Staatsmann ab. Denn als solchen schätzen wir nicht nur den, der das augenblicklich Erreichbare findet, sondern auch den, der uns unter gegebenen Verhältnissen den Grundriß zeichnet, auf dem sich einst ein Gebäude erheben wird.



Goethe- und Schillerhefter

(Schluß)



Es ist nicht etwa der grundsätzliche Standpunkt Baumgartners, auf den wir zielen. Ein solcher ist auch Goethe, dem Allverjöhner, gegenüber möglich, in mancher Hinsicht sogar angebracht, und wo er sich als solcher ehrlich herausstellt, sind wir die letzten, die ihn bekämpfen. Wir bekämpfen nur die geschickt gedeckten Übergriffe auf Gebiete, die mit jenem Standpunkte gar nichts zu thun haben, und deren Zweck, ihre leise Hineinziehung in einen despotischen Interessen- und Machtkreis. Wir bekämpfen jene unredliche Spiegelfechterei, die ihre Stöße gegen eine selbsterzeugte Luftgestalt richtet, um sie dann nach Herzenslust zu durchbohren, jene feige Angriffsweise, die sich selber sicher stellt, indem

Grenzboten I 1889

10

sie andern Verderben sinnt, die sich mit liebeüberströmenden Worten an den Gegner hinanschleicht und selber die Hände ringt, wenn sie ihm einen tückischen Stich versetzt hat. Baumgartner hat diese Methode zu einer förmlichen Kunst ausgebildet. Er weiß, daß er wenig Wirkung erzielen würde mit einem pfäffischen Lospoltern gerade auf Goethe. Wer ihn anhörte, an dem wäre wenig gewonnen, der hätte Goethe doch nie gelesen. Wer aber Goethe liest oder zu lesen fähig ist, der würde ihn nicht anhören. Und doch gilt es gerade, diese Leser zu fangen; solche Seelen stehen hoch im Preise, seitdem sie sich in der romantischen Zeit so nützlich zu machen verstanden haben. Der Verfasser dieser römischen Goethebiographie stellt sich daher scheinbar mitten unter die Goethegemeinde. Er „liebt Poesie nicht nur ein wenig, sondern sehr und hält Goethe noch heute für kein bloßes Talent, sondern für ein Genie. . . . Sein hoher Sinn für alles Schöne, sein für alles Konkrete so durchdringender Verstand, seine glänzend reiche Sprache bezauberten ihn einst (!) so, daß er ihn nicht nur weit allen unsern Dichtern vorzog, sondern ihm sogar seinen religiösen Sn-differentismus vergab, um ihn nur als Künstler zu betrachten und sich an seinen Dichtungen zu erfreuen.“ Die Frucht dieser Goetheverehrung ist — die Lebensbeschreibung eines gesellschaftlich und sprachlich hübsch begabten Glückspilzes ohne Herz, ohne Gemüt, ohne wirkliches Wissen, ja selbst ohne höhere Verstandesbegabung, eines im tiefsten Grunde verächtlichen und namentlich im Verhältnis zu seinem aufgebauchten Ruhme höchst unbedeutenden Gesellen, dessen Genie sich nur nach einer Richtung hin äußert, nach der eines grenzenlosen, teils dreist ehrgeizigen, teils stumpf sinnlichen Egoismus. Nie hat ein Mensch unbedeutender angefangen, als der flache Leipziger Patentbruder und Gesellschaftschneipel, der Wüstling, Verschwender und Mädchenjäger, der in jede hübsche Larve vergaffte Nichtsthuer in Straßburg, Frankfurt und Weßlar. In Weimar ist er der „lustige“ Rat, der Hofnarr eines rohen und ausschweifenden kleinen Despoten, den noch in seinen spätesten Jahren als näselnden preussischen Gardeleutnant zu schildern für Baumgartner ein Vergnügen ist. Klopstocks schulmeisterlicher Brief an Goethe über das erste Weimarer Jahr ist ihm der Ausdruck des empörten deutschen Nationalbewußtseins. Wie hat ihm Goethe dafür gedankt, wie hat er überhaupt seine Freunde behandelt! Herder war für ihn natürlich völlig „der vergötterte Waldeufel Sathros“, wobei der Biograph sich leider auf Scherers wenig geschmackvolle Aufbauschung flüchtiger, scherzhafter Beziehungen stützen kann. Mit großem Behagen wird berichtet, daß Lessing — der in theologische Studien vertiefte und dem literarischen Tagesgeplänkel völlig entfremdete — beim Aufgang des neuen Gestirns „wie ein grollendes Gewitter“ abseits stand. Goethes Beschäftigungen auch in dieser Zeit sind nichtsagend, ein gefundenes Essen für Scholiastenweisheit, wie die „Harzreise im Winter.“ Sein Gedicht „An den Mond“ ist „sentimental“; das Lied „An Christel“ offenbart des Dichters eigentliche

Gemütsverfassung in der Zeit des „platonischen“ Liebesverhältnisses mit Frau von Stein, das mit der Hornbrille einer Klatschbabe nach einer einzigen Richtung von Baumgartner durchstößt wird. Bei der italienischen Reise wird der Verfasser „an den sehr ehrenwerten Pickwick erinnert, der sich bei den Droschkentutschern nach dem Ankaufspreis der Kutschen und nach dem Lebensalter der Pferde erkundigt und alles sorgfältig aufschreibt.“ „Goethe in Rom“ („das ist nun natürlich ein Glanzmoment für jeden Goetheverehrer . . . es mußte einer von Weimar kommen, um der in Aberglauben und Finsternis versunkenen Stadt wieder Würde und Weihe zu geben“ u. s. w.) dient nur als Ausgangspunkt für einen Hymnus auf das katholische Imperium Romanum, die weltliche Herrschaft; auch hier fehlen nicht die bis zum Überdruß in dieser Litteratur wiedergekäuten Worte Macaulays von dem katholischen Neuseeländer, der dereinst nach den Trümmern der protestantischen Kirchen in Europa noch Ausgrabungen veranstalten werde. Das Ergebnis der italienischen Reise ist auch weiterhin noch vornehmlich der schadensfrohe Nachweis von Goethes endgiltigem Durchfall in seiner Lieblingskunst, der Malerei. Egmont ist „ein Lückenbüßer“, Tasso „ein Festspiel zu eigener Verherrlichung“, voller Anmaßung und Unklarheit. Mitgebracht, so scheint es, hat Goethe von Italien nur die vollendete Frechheit der „Römischen Elegien,“ die alsbald in dem Verhältnis zu Christiane ihren öffentlichen Ausdruck erhielt. Es ist eigen, wie nun mit einemmale das Verhältnis des Biographen zu Goethes früherem „Verhältnis“ ein andres wird. Das „Weib,“ das Goethe zum „Sklaven“ gemacht, ihn am Schaffen gehindert, kurzum den „unheilvollsten Einfluß auf ihn geübt hat,“ wird nun mit einemmale respektvoll zur „Frau von Stein,“ zur „Frau Baronin,“ eine edle, im tiefsten verwundete Frauenseele. Der berücktigte „Kaffeebrief,“ der das Verhältnis für Mondscheindufler und romantische Seelen allerdings wenig erbaulich abschließt und dessen Bedingungen und triviale Notwendigkeit für beide Teile doch so offen liegt, wird in die allernächste Beziehung zu — Spinoza, Freimaurertum und wer weiß was allem gebracht. „Das war deutsche Treue und — reine Natur. Das war wieder die Uneigennützigkeit, die man aus Spinoza lernte.“ Wir finden, es war zum mindesten deutsche Ehrlichkeit gegenüber geheimen Schlichen und Klatschereien, deutsche Selbständigkeit, die ihr Hausrecht wahrte gegen unberechtigte Übergriffe und ihr gutes Recht der Selbstbestimmung gegenüber unwürdiger Bevormundung. Diese letztere „lernt“ man allerdings nicht aus Spinoza, und wir glauben gern, daß die erstgenannten Eigenschaften im Orden des heiligen Ignatius von Loyola nicht gerade als „Tugenden“ gelten. Goethes Beziehungen zur Loge treten wohl nicht zufällig so in die Nähe der Schilderung seines häuslichen Lebens. Goethe war eine „Creatur der Freimaurer,“ mit einer feilen Erniedrigung schon hat er seinen Eintritt in die Loge erkaufte. Das häusliche Leben des „Dichters der Liebe“ ist der Triumph Baum-

gartnerscher Schmutzforschung. Gleichwohl ist eine Ehrenrettung daraus geworden, wenn man nun sieht, was dieser wohlwollende Biograph mit seiner feinen Nase darüber schließlich beizubringen weiß. Daß das Verhältnis eine Ehe war, tritt völlig in den Hintergrund, von der kirchlichen Weihe erfährt man kaum. Eine naturalistische Skizze für sich bildet natürlich August, „der Sohn der Sünde.“ Des gemeinsamen traurigen Loses der Söhne großer Männer wird nicht gedacht. Bewundernswert ist hier wie überall, von wie weit her sich Baumgartner Material zu beschaffen weiß, wenn es gilt, Schmutz ans Tageslicht zu fördern. Es sind nur leider auch in anderm Sinne trübe Quellen, auf die er angewiesen ist. Sogar auf die reine Gestalt von Goethes Schwiegertochter wird ohne Spur von Beleg eine Handvoll — geworfen. Wie kleinlich, wie erbärmlich macht sich „der große Erotiker“ hier im Hauskleide! Ein nörgelnder, grämlicher, abgelebter Mummelgreis. Und dabei immer so lächerlich verliebt! Seine Stellung als Theaterdirektor, und die Beziehungen des Herzogs zu ihm in diesem Punkte schillern in einem Lichte, das schon nicht mehr zweideutig ist. Das ganze Verhältnis zwischen Goethe und Karl August ist von Anfang an darauf zurecht geschnitten. Der Cynismus giebt sich hier ohne alle Maske, selbst der edlen Herzogin gegenüber. Der „kühne Streber“ von Frankfurt soll hier offenbar in dem eigentlichen Geheimnis seiner höfischen Erfolge getroffen werden. Goethes Verdienste als Staatsmann werden in der Weise gewürdigt, daß er als ein unwissender Mensch geschildert wird, der Rivalen verdrängt und „in jeden Quark seine Nase steckt.“ „Ein Staatsmann war er nicht.“ Den Aufschwung der Nation hat er begeistert, „Des Epimenides Erwachen“ erst geschrieben, als für seine Eitelkeit etwas herauskam. Die Rechte des Volkes hat er (hört, hört!) mit Füßen getreten. Dies wird belegt — durch den kostbaren Schwabestreich des neugebackenen Herzoglich Weimarischen konstitutionellen Landtags, von Goethe für seine Verwendung des auf ihn fallenden Teils des Kultusbudgets schleunigst Rechnungsablegung zu verlangen. Der Historiker Luden hat die höchst unkonstitutionelle Rechnungsablegung Goethes der nunmehr parlamentarischeren Nachwelt überliefert. Sie lautete: Einnahme 000; Ausgabe 000; folglich bleibt in der Kasse x Thaler. Unterschrift: Großherzogliche Immediatkommission für Kunst und Wissenschaft. Goethe. Die Großherzogin selber mußte sich ins Mittel legen, um den empörten Weimarischen Volksvertretern begreiflich zu machen, daß es sehr viele Volksrechte, aber nur einen Goethe gebe. Man sieht übrigens, nach wie mannigfachen Seiten das Buch seine Netze auswirft. Sogar nach einer, nach der man es am wenigsten vermuten sollte: nach der Seite der Wissenschaft. Goethes „ans Kindische grenzende Dilettantereien in wissenschaftlichen Dingen“ werden der ganzen Verachtung würdiger Fachgelehrten und Einzelforscher immer und immer wieder anempfohlen. Der Armste! Nach fast einem halben Jahrhundert gelingt es ihm endlich, daß seine Abhandlung über den Zwischenknochen in den

Verhandlungen der kaiserlichen Leopoldinischen Akademie der Naturforscher nebst ein paar Briefen an den Botaniker Nees von Esenbeck abgedruckt wird — eine Gunst, die er sich gewiß ein Menschenalter früher hätte erwerben können, wenn er treu und schlicht und mit standhaftem Fleiß, wie hundert andre Gelehrte, sich einem bestimmten Fache gewidmet hätte. Ja, es ist schade. Aus dem Manne hätte vielleicht etwas werden können, wenn er sich für Osteologie in Jena oder allenfalls für Physiologie in Göttingen habilitirt hätte und statt den Werther, den Faust und ähnliche „belletristische Sachen“ zu veröffentlichen, lieber ein Kompendium der Anatomie geschrieben oder Experimente mit Froschschenkeln angestellt hätte. Dann wäre er „über die vier Spezies der Algebra hinausgekommen“, was ihm nie gelang, und hätte sich gehütet, sich durch seine Angriffe auf Newton unsterblich — lächerlich zu machen. Er hätte sein Gretchen, die stupida ragazza Goetheana (nach Carducci), heiraten können und wäre ganz sicher Akademiker geworden, wenn er auch die Luftpumpe nicht erfunden hat. So aber war der Unglückselige nicht einmal Mitglied einer Akademie — proh pudor!

Wir könnten noch eine geraume Zeit so fortfahren, aber wir denken, es ist genug mit diesen Proben jesuitischer „Goetheverehrung.“ Es ist, wie gesagt, eine ganz eigne Kunst darauf verwandt, diese Blüten litterarhistorischer Wahrheit und Objektivität so zum Strauß zu ordnen, daß sie niemals den Eindruck völliger Parteilichkeit und Gehässigkeit machen. Freilich der Geruch wird dadurch nicht besser, sondern im Gegenteil noch abscheulicher. Wer diesen Strauß einer dreibändigen, schön gelehrt ausgeschmückten Einzelbehandlung eines so viel besprochenen Gegenstandes zur Hand nimmt, der muß die Hände über den Kopf zusammenschlagen, welchen — Duft man ihm bisher als die fleur fine alles Erdengeschmacks angepriesen, welchen Rüpel man da zum großen, ja größten Manne gemacht hat. Und ein je ruhigeres, ernsteres Gesicht der Darbietende macht, je mehr er scheinbar bestrebt ist, auf den herrschenden Ton der Bewunderung einzugehen, „so weit es irgend möglich ist,“ einen desto größern „Erlat“ muß er erzielen, mit desto mehr Entrüstung wird sein Publikum die dreiste konventionelle Lüge zurückweisen. Freilich, wenn es einigermaßen kritisch wäre, müßte es bemerken, ein wie freventliches Spiel hier mit Urteil und Auffassung getrieben wird, wie meistens die Wiedergabe des allgemeinen die besondere Darstellung des Paters Baumgartner geradezu aufhebt, oder umgekehrt seine Auffassung im einzelnen ihm geradezu verbieten muß, in die überkommenen Meinungen hierüber einzutreten. Wie kann man in einem Atem Dichtungen hohen litterarischen Wert zusprechen, die sich als „Lückenbüßer“, Banalitäten und traurige Eitelkeitskrämereien herausstellen, wie kann man einen Geist als allumfassend hinstellen, dessen völlige Unzulänglichkeit auf allen Gebieten man in jedem Falle bloßstellen zu können glaubt, wie kann man einer Persönlichkeit höchste Einwirkung auf die Welt, Überlegenheit und geradezu

bezaubernde Wirkung auf die Zeitgenossen ausprechen, die man als einen wahren Ausbund von Nichtigkeit darzustellen beabsichtigt! Das ist bei aller Kunst doch schließlich eine verzweifelte Aufgabe, und alle leisen Hindeutungen auf Tagliostro und andre Industrieritter, „für die Goethe ja immer ein so auffallendes Interesse an den Tag legte,“ können hier auf die Dauer wenig helfen. Freilich Angler, die ihren Hamen auswerfen, rechnen auf keine Fische, die nach dem Hafen schnuppern, und Jesuiten, die Bücher schreiben, thun es nicht, um kritischen Seelen damit ein Vergnügen zu bereiten. Es gab Zeiten, in denen die Väter der Gesellschaft Jesu litterarische Hamen geradezu entgegengesetzter Natur auswarfen. Das war damals, als der vornehm sogenannte „Wittenberger Ton“ wie Posaemenschall die Welt durchdröhnte und alle Herzen in gar unbequeme theologische Lebhaftigkeit versetzte. Damals galt es die allzu gottesgelahrten Köpfe in poetischen Schlummer zu wiegen, die puritanisch frommen Seelen mit ihren scharfen Gewissen aus der Kirche heraus in ein bequemes sybaritisches Arkadien zu führen. Damals störte weder die heidnische Nacktheit, noch die götzendienerische Mythologie, noch die sündhaft heitere antike Geistesfreiheit die Herren Patres in der Dichtung. Sie hatten gar nichts dagegen, wenn man den Herrn von Golgatha auf den Olymp versetzte und dem Stern von Bethlehem antike Rauchopfer darbrachte. Wenn man nur den Vatikan in Ruhe ließ und die Opfer für das Grab Petri nicht unterließ. Es ist eine kunsthistorische Ironie, daß gerade der so hervorragend christliche Barockstil von ihnen den Namen erhalten mußte, daß die lockenden Nymphen, die nackten Heiligen, die zierlichen Putten des Zeitalters von Versailles auf das jesuitische Muster getauft sind. Aber es liegt darin zugleich eine eigentümliche historische Wahrheit, die dadurch nichts an ihrem Werte verliert, daß sie jetzt sozusagen zur Indiskretion wird. Man lernt daran verstehen, wo es hinauswill, wenn nun mit einemmale Wehe über Wehe von jener Seite ertönt über unsre heidnische Kunst, unsre litterarische Götzendienerei, unsre widerchristliche Wissenschaft. Es ist wohl kaum das Widerchristliche, was die klugen Väter daran so stört. Sie sind ja beileibe keine beschränkten Glaubenseiferer, sie nageln Luthers Ausspruch über die Vernunft als höchste Buhlerin des Teufels bei jeder Gelegenheit fest und thun, als gälte er der Vernunft im allgemeinen, während er sich doch ausschließlich auf die Vernunft in Glaubenssachen bezieht. Ihnen ist im Gegenteil alles willkommen, was auf ein Dogma schwört, mag es sonst wissenschaftlich und poetisch noch so antichristlich sein, sie sind freisinnig, sie sind demokratisch, ja sie haben sogar einen ganz besondern „Humanismus,“ nämlich den „katholischen Humanismus,“ kurz sie sind alles, was man wünscht, und sie bieten, was das Herz begehrt, aber unter einer Bedingung: auf die Kniee vor der Monstranz! Der heilige Vater in Rom erteilt selbst dem schlimmen Zweifler Shakespeare seinen Segen, denn er war ja — das ist eben auch ein Glaubenssatz, den kein wissenschaftlicher Beweis (s. den Aufsatz von M. Bernays

im Shakespearejahrbuch) widerlegen kann — Katholik. Und die Väter der Gesellschaft Jesu machen sich das zu Nütze und treiben eine höchst anzügliche Shakespeare= manie gegenüber dem „Hypfistatier“ Goethe, dessen „Überschätzung im Grunde nur auf Oberflächlichkeit, Beschränktheit und seichter Modebildung beruht.“ Warum? die Antwort steht bei Baumgartner (I, S. 528). Goethe ist eben „im Banne.“ „Sein Glaubensbekenntnis ist durch das vatikanische Konzil längst feierlich verurteilt.“ Das mögen „katholische Goethefreunde aufmerksam erwägen bei einer von häretischen Ideen durchsäuerten Poesie wie z. B. dem Faust.“ Auch bei Schiller stört der unbequeme Kantianismus nicht, um ihn gegen den gehäßten Reher Goethe auszuspielen. Denn hätten ihn der „verpreußte“ Herzog und der eifersüchtige Goethe nicht verderben und sterben lassen, so wäre er gewiß — katholisch geworden. Um gegen Goethe ausgespielt zu werden, ist eben niemand zu schlecht, weder Lessing noch Herder sind dazu zu keckerisch, man kann sie ja hinterdrein einzeln beseitigen. Sa sogar der kleine Theodor Körner muß allen Ernstes mit seinem glaubenseifrigen Briny und seiner missionarischen Toni ins Feld gegen den alten Heiden von Weimar. Bei solcher Gelegenheit ist dann der alte Heide von Weimar zugleich der unnationale Mann. Aber wir haben bereits vorausgeschickt, was von dem „nationalen“ Liebeswerben von dieser Seite zu halten ist. Das würde ihnen freilich passen, wenn die deutsche nationale Idee nur das Antlitz des Spießbürgers mit dem Rosenkranze trüge und nicht die Züge Martin Luthers und Wolfgang Goethes. Denen aber, die bei christlich-nationalen Bestrebungen solcher Natur so gern jenen in die Hände arbeiten und dabei von ihnen gnädig belobt werden, gleich als sei „der moderne Arianismus“ (das ist die evangelische Religion) wirklich schon in sein letztes Stadium getreten, und die reutigen Söhne bereit, jeden Augenblick zu dem langmütigen Vater in Rom zurückzukehren — denen sei empfohlen, auch bei solchen Anlässen ihren vorgeblichen „Mit“streitern etwas schärfer unter die Augen zu sehen und sich dabei eines alten, guten Protestantensprüchleins aus dem 17. Jahrhundert zu erinnern, das die gemeinsame Sache mit den Vätern des Ordens Jesu nicht gerade mit dem Werke des Herrn in eins setzt.

